

Ernst Wolfgang Becker/Martin Vogt/Wolfram Werner (Hrsg.), Theodor Heuss. Der Bundespräsident. Briefe 1954–1959 (Stuttgarter Ausgabe, Briefe, Bd. 6), De Gruyter, Berlin/Boston 2013, 710 S., geb. und E-Book, 39,95 € beziehungsweise 59,95 €.

Frieder Günther (Hrsg.), Theodor Heuss. Privatier und Elder Statesman. Briefe 1959–1963 (Stuttgarter Ausgabe, Briefe, Bd. 8), De Gruyter, Berlin/Boston 2014, 621 S., geb. und E-Book, 39,95 € beziehungsweise 59,95 €.

„Die sanften Filzpantoffeln, die man jetzt meinem geschichtlichen Bild unterschieben will, lehne ich ab“, schreibt ein zorniger Bundespräsident dem damaligen Innenminister Gerhard Schröder im April 1959. Der hatte auf einer Veranstaltung das Wort vom „Papa Heuss“ aufgegriffen, das damals, auf dem Höhepunkt der heusschen Popularität, zwar in aller Munde war, aber das der Herr der Villa Hammerschmidt seit je ungern hört und als unausstehlich empfindet. Dass nun auch der Innenminister quasi regierungsamtlich dies aufgreift, kreidet er ihm als unstatthafte Mithilfe bei der „Verkitschung“ seiner Persönlichkeit an. Doch wie aussichtslos, ja vergebens sein Kampf gegen diese Trivialisierung seiner Person ist, zeigt der vorletzte Band der Stuttgarter Ausgabe, in dem Wolfgang Becker, Martin Vogt und Wolfram Werner ihre Auswahl der Heuss-Briefe aus den Jahren 1954 bis 1959, also der zweiten und letzten Amtszeit als Präsident, vorlegen. Auch wenn Heuss dieses „Papagerede“ über ihn vehement ablehnt, so das Urteil der Herausgeber, kommt er doch mit seinem Auftreten, seinem bürgerlichen Habitus, seinem Humor, aber auch der „altväterlichen Strenge eines Erziehers“ den Erwartungen einer Nachkriegsgesellschaft entgegen, die nach Krieg und Chaos 1945 einer durchweg zivilen und überparteilichen Vaterfigur geradezu entgegenlechte. Zudem musste die von Heuss gepflegte, bewusst volksnahe Selbststilisierung mit „Hut, Stock, Weinglas und Zigarre“ den inflationären Gebrauch des ihm verhassten Worts geradezu befördern. Aber wird er, der allen Pomp und feierlichem militärischem Zeremoniell abgeneigte, damit etwa zum Prototyp einer „Politik der Gemütlichkeit“, die der gestrenge Philosoph Karl Jaspers einmal beklagte, ist er ein unpolitischer Präsident oder gar ein „politischer Nonvaleur“, wie der intellektuell brillante Johannes Gross einmal schrieb, der freilich gern zu Carl Schmitt, dem verbitterten Dezisionisten und bekennenden Verächter der parlamentarischen Demokratie im sauerländischen Plettenberg pilgerte? Und nahm Gross nicht das spätere, hochmütige Urteil Karl-Heinz Bohrs über die „kleinbürgerlich-mittelständisch geprägte“ bundesrepublikanische Gesellschaft und dessen Verachtung des antielitären Stils, ja des „Bürgerverstandes“ ihrer führenden Politiker vorweg?

Die Briefauswahl zeigt nicht nur die ungeheuer weit gespannte Breite des heusschen Interesses und Engagements, seine Freundschaft mit Künstlern, führenden Wissenschaftlern wie Otto Hahn oder Schriftstellern wie Carl Zuckmayer, sie widerlegt anhand vieler Beispiele auch glaubwürdig die These vom unpolitischen Präsidenten. Meist wird diese ja ohnehin von jenen Enttäuschten vorgebracht, die Adenauers Politik ablehnend gegenüberstehen und bedauern, dass der Präsident Heuss in Sachen Außen- und Wiedervereinigungspolitik nicht den Konflikt mit dem Kanzler gesucht hat. Doch wenn Heuss gerade diesen bewusst vermeidet, weiß er zwei überzeugende Argumente dafür ins Feld zu führen. Erstens verweist er darauf, dass eine „staatsrechtliche, staatspolitische Kraftprobe zwischen dem Bundespräsidenten und dem Bundeskanzler“ bei der Bevölkerung – und sie steht ja der neu geschaffenen Demokratie Anfang der 1950er-Jahre noch betont skeptisch-abwartend gegenüber – das „fragwürdige Staatsunternehmen Bundesrepublik“ nach alledem, was sie erlebte, nur hätte gefährden können. Zweitens verbindet ihn mit Konrad Adenauer ein Grundkonsens in der damals alles überschattenden Frage Westintegration oder Wiedervereinigung. Heuss zeigt sich von Adenauers Politik der Westbindung zutiefst überzeugt, befürwortet die Aussöhnung mit Frankreich, die Pariser Verträge, die Ansätze zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und die darauf folgende Einbindung der Bundesrepublik in die NATO. Er ist auch kein Gegner eines deutschen Wehrbeitrags: Dass eine Demo-

kratie wehrhaft sein muss und einer Armee bedarf, versteht er als historische Selbstverständlichkeit. „Ohne-Mich“-Parolen, die grassieren, seit von einem deutschen Beitrag zu einer europäischen Streitmacht die Rede ist, weist er als Absage an die Demokratie zurück, weil diese aus dem „Mit-mir-“ lebe. Und als der Aufbau der Bundeswehr sich konkreter abzuzeichnen beginnt, fordert er, ihr Oberbefehlshaber müsse nach dem Modell der Weimarer Republik das Staatsoberhaupt sein – also er selbst. Regierung und Opposition stimmen in dieser Frage überein und weisen seinen Anspruch zurück. Allerdings hindert ihn der politische Grundkonsens mit Adenauer nicht daran, den Stil des Kanzlers, wenn auch nicht öffentlich, zu kritisieren. Er hält dessen ständig und geradezu beschwörend wiederholtes Wort von der „Politik der Stärke“ für unsinnig, weil aus dem „Stand der (deutschen) Ohnmacht“ gesprochen. Stattdessen rät er ihm – vergebens natürlich – eine „Politik der Festigkeit“ an. Wie kritisch er Adenauer in dessen täglicher Regierungspraxis sieht, wird Anfang 1959 offenbar, als dieser nach der Präsidentschaft greift und es zum – wenn auch vorübergehenden – Zerwürfnis zwischen beiden kommt. Der Kanzler hatte, in der irrigen Hoffnung, er könne als Präsident einen ungeliebten Kanzlernachfolger Ludwig Erhard zügeln, seine Kandidatur mit der Behauptung begründet, das Amt des Bundespräsidenten werde zu gering eingeschätzt. Heuss versteht dies zu Recht als vernichtende Kritik an seiner Amtsführung und wirft ihm in einem empörten Brief „viel Dummheiten in personalpolitischen Entscheidungen“ vor. Gegenüber seiner Freundin Toni Stolper in New York spricht er von Adenauers Taktlosigkeiten und dessen Unfairness.

Die Herausgeber hatten erstmals Zugang zu den bislang gesperrten Teilen der Korrespondenz zwischen den beiden, und so bestätigt ihr Briefband, was bis dahin öffentlich nur als vage Vermutung galt: dass Stolper und Heuss auf einem gemeinsamen Urlaub in Bad Kissingen 1955 zueinander finden. Beide sind verwitwet, und ihre Freundschaft reicht in das Berlin der 1920er-Jahre zurück, in denen die Familien Heuss/Stolper sogar gemeinsam Urlaub machten. Für den seit dem Tod von Elly Heuss vereinsamten Präsidenten ist diese späte Liebe beglückend und befreiend, denn in Toni findet er auch die intellektuelle Partnerin wieder, die ja Elly stets gewesen ist. Von Besuchen und gemeinsam verbrachten Urlauben abgesehen, findet beider Gedankenaustausch allerdings meist schriftlich statt. Er setzt sich fast täglich am späten Abend hin und denkt sich zu ihr hin, wie er sagt, schickt zwei bis dreimal wöchentlich Luftpostbriefe, dazu per Schiffspost dicke Umschläge mit Kopien seiner Reden, weil er ihre Meinung dazu wünscht. Der Briefwechsel steckt voller pikanter, oft ironischer Charakterisierungen, aber auch vernichtender Urteile: Erich Mende nennt Heuss einen „wasserpolakischen Apoll“, und Thomas Dehler, mit dem ihn eine Art Hassliebe verbindet, bezichtigt er des „Bierbankexzesses eines Kleinbürgers“ sowie einer „proletenhaften Geschmacklosigkeit“, weil er Staatssekretär Walter Hallstein vom Auswärtigen Amt öffentlich als einen „Mann ohne Hirn und Hoden“ bezeichnete.

Der vermeintlich unpolitische Heuss setzt auch in seiner zweiten Amtszeit Signale – etwa mit Versöhnungsgesten auf seinen ersten Staatsbesuchen, die ihn nach Erlangung der Souveränität als Repräsentanten eines neuen Deutschlands nach Griechenland oder Italien führen. In Hellas nimmt er 1956 vorweg, was sein zehnter Nachfolger, Joachim Gauck 2014, also 58 Jahre nach ihm unternommen wird: Wie dieser in Lyngiades, ehrt Heuss die Opfer einer brutalen deutschen Vergeltungsaktion und legt am Mahnmal des peloponnesischen Dorfs Kalavrita einen großen Strauß weißer Lilien nieder. In den Ardeatinischen Höhlen bei Rom ist es ein Kranz, mit dem er auf seinem Staatsbesuch im folgenden Jahr der 335 von Deutschen ermordeten zivilen italienischen Geiseln gedenkt. Instinktsicher warnt Heuss, der Feind alles nationalistischen Getöses, das Bundeskabinett davor, die Rückgliederung des Saarlands, so wie sie in Saarbrücken geplant sei, mit großen „Triumphtiraden“ zu feiern. Mit Blick auf die deutsch-französische Verständigung sei dies die „falsche Geste“, zudem „Nazistil“. Er hat Erfolg mit seiner Intervention, die Geste bleibt aus. Nach langen Rücksprachen mit Wissenschaftlern schlägt er im Oktober 1956 Adenauer vor, eine Verständigung zwischen Bund und Ländern zu suchen und ein „Organ“ zu schaffen, das die Rationalisierung der gelehrten Arbeit betreut und überwacht, um einen maximalen Nutzeffekt zu erzielen. Sein Vorschlag führt zur Bildung des Wissenschaftsrats, dessen konstituierende Sitzung er leitet und dem ein provisorisches Büro im Bundespräsidialamt eingerichtet wird. Heuss, der die Dankspende des Deutschen Volks anregte, die Wiederbegründung der Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite einfädelt und beim Finanzminister auf die Finanzierung des Instituts

für Zeitgeschichte drängt, setzt einmal mehr entscheidende Akzente für das kulturpolitische Engagement des Bundes – er wird damit zu dessen heimlichen Kultusminister.

Heuss nimmt Abschied auf dem Höhepunkt seiner Popularität, die an einer dritten Amtszeit, für die Adenauer lange warb und für die eine Grundgesetzänderung notwendig gewesen wäre, nur hätte Schaden nehmen können. Schon seine letzten Staatsbesuche in Kanada, den USA und Großbritannien fanden nicht mehr nur das positive Echo seiner Italiensite, selbst eine bewundernde Freundin von einst, Margret Boveri, bemängelt nun die heussische „Selbstzufriedenheit von zunehmender Penetranz“. Vor allem erreicht er mit seiner oft umständlichen Sprache, seinen Reden voller langer Schachtelsätze die junge Generation nicht mehr, die inzwischen Präziseres wünscht.

Als Pensionär zieht er in sein „Häusle“ auf dem Stuttgarter Killesberg, das er über die Bausparkasse Wüstenrot finanziert hat und das, am Hang gelegen, weitaus geräumiger ist, als der Anblick vermuten lässt. Hier hofft er, endlich Ruhe zum Lesen und zum Schreiben zu finden, aber seine große Popularität hat ihre Schattenseiten: Er wird mit einer „unsinnigen Masse von Bitt- und Bettelbriefen“ überhäuft und ist schon nach zwei Wochen Privatierdasein überzeugt, dass es doch gewisse Vorzüge habe, „im Amt zu sterben“. Was heute für Altbundespräsidenten selbstverständlich ist – ein Büro mit Sekretärin, Assistent, einem Dienstwagen samt Chauffeur –, das gibt es damals für Heuss noch nicht. Er muss ohne jeden „Apparat“ auskommen: als Sekretariat dient ein kleines Zimmer am Eingang des „Häusle“, die Sekretärin, der er Antworten diktiert, zahlt er aus seinem „Ehrensold“ – dem ungekürzten Gehalt – und stöhnt: die Leute machten sich „keine Vorstellung von der Kläglichkeit meiner bürgerlich-technischen Existenz“. Er reist nach Israel, folgt einer Einladung des indischen Vizepräsidenten nach Indien, wird nach Paris zu einem Vortrag an der Sorbonne gebeten und bei dieser Gelegenheit von Charles de Gaulle zu einem Mittagessen in den Élysée-Palast geladen.

Diese letzte, von Frieder Günther besorgte Briefauswahl des „Privatier und Elder Statesman“ der Jahre 1959 bis 1963 belegt, wie sehr sich Heuss mit Äußerungen zur Tagespolitik zurückhält. Stellungnahmen zur Spiegelaffäre beispielsweise lehnt er ab und lässt die Sekretärin in einem Formschreiben auf Gründe der Gesundheit, aber auch der politischen Loyalität verweisen. Umso größer ist die Wirkung, wenn er sich doch einmal äußert – etwa zu der Emigrantenhetze, welche die CDU im Wahlkampf gegen Willy Brandt betreibt. In einer viel beachteten Rede im Stuttgarter Amerikahaus klagt er im April 1961 über den „verhängnisvollen politischen Stil“, der eingerissen sei und lobt demonstrativ die Aufbauarbeit von Emigranten wie Max Brauer in Hamburg oder Ernst Reuter und Willy Brandt in Berlin. Es ist der Ordnungsruf eines Elder Statesman, den er nicht als Parteinahme im Wahlkampf missverstehen will. Doch scheut er vor dieser nicht zurück, als die FDP in den frühen Umfragen dieses Wahljahres unter die Fünfprozentgrenze zu rutschen scheint: Er hält eine kurze Ansprache auf dem Bundesparteitag und stimmt einem Parteitagsplakat zu, auf dem der Kopf des energischen neuen Parteichefs Mende sich vor dem durchgeistigten, in weißen Strichen im Hintergrund erscheinenden Gesicht von Heuss abhebt. Die Parole lautet: „In seinem Geist mit neuer Kraft“. Wahlkampfreden hält Heuss freilich nicht, auch verbittet er sich, dass diese plakative Dopplung Heuss/Mende im Wahlkampf geklebt wird.

Welche Mammutaufgabe die Editoren aller Briefbände zu meistern hatten, sei am Beispiel des letzten Bandes hervorgehoben. In der „Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus“ lagern geschätzte 80.000 Briefe, welche der unermüdliche Briefschreiber Heuss im Laufe seines Lebens meist mit der Hand geschrieben, später zum Teil auch diktiert hat. Allein für den Zeitraum des letzten Bands 1959 bis 1963 sichtete Frieder Günther 10.500 Heuss-Schreiben und wählte davon schließlich 200 Dokumente aus. Versehen mit erklärenden Fußnoten, mit biografischen Hinweisen auf die Briefpartner, mit einer Chronik des heussischen Lebenswegs und einer den jeweiligen Lebensabschnitt zusammenfassenden Einführung ist die Stuttgarter Ausgabe zu einem editorischen Glanzstück geraten. Der Demokrat Heuss schlug die Brücke vom Kaiserreich zur Bundesrepublik. Die Briefbände zeigen Irrtümer und Fehlentscheidungen seiner Biografie ebenso gründlich wie die großen und unstrittigen Verdienste des ersten Bundespräsidenten, der entscheidend dazu beigetragen hat, dass die Demokratie nach dem Krieg endlich Wurzeln in Deutschland schlagen konnte.

Peter Merseburger, Berlin

Zitierempfehlung:

Peter Merseburger: Rezension von: Ernst Wolfgang Becker/Martin Vogt/Wolfram Werner (Hrsg.), Theodor Heuss. Der Bundespräsident. Briefe 1954–1959 (Stuttgarter Ausgabe, Briefe, Bd. 6), De Gruyter, Berlin/Boston 2013; Frieder Günther (Hrsg.), Theodor Heuss. Privatier und Elder Statesman. Briefe 1959–1963 (Stuttgarter Ausgabe, Briefe, Bd. 8), De Gruyter, Berlin/Boston 2014, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81607>> [24.11.2014].